



Bettina Balàka

Der Zauberer vom Cobenzl

ISBN 978-3-7099-8207-5

Erscheinungsdatum: August 2023

(unlektorierte, unkorrigierte Erstfassung)

Vorläufiges Inhaltsverzeichnis

Od

Baba Jaga

Kerf

Kreosot

Mimese

Kamacit

Lurch

Otaheiti

Isis

Stärke

Revolution

Frau

Eisenbahn

Leseprobe

„Od“ war eines der Wörter, die Vater erfunden hatte. Er hoffte, dass es weltberühmt und für alle Ewigkeit in Gebrauch sein würde, so wie das Paraffin, das von ihm ebenfalls entdeckt und benannt worden war. Der altgermanische Gott Odin hatte Pate gestanden, so wie auch die „Lohe“, also jene feurige Emanation, die das Od bisweilen aussandte, von der Waberlohe kam, aber weniger, weil Vater die Nibelungen so sehr liebte, als weil ihm alles Heidnische recht war, um die Pfaffen zu irritieren. Der Name „Odin“, erklärte er, leite sich ab von „Wodan“ und dies bedeute „das Alldurchdringende“, bezeichne somit in der Personifikation eine alldurchdringende Gottheit. „Wodan“ wiederum sei zurückzuverfolgen zu dem Sanskrit-Wort „Va“ für wehen, aushauchen, ausdünsten. So fand er über die Zeiten hinweg das Wort für die Quelle, die alles durchströmte. Denn das Od, so Vater, war nichts weniger als die Lebenskraft, die die materielle Welt durchdrang. Es war wie der Magnetismus polar, verbunden mit Links und Rechts, Bläue und Röte, Nordpol und Südpol, angenehmer Kühle und Lauwidrigkeit (auch eine von Vaters Wortschöpfungen), verwandt mit Wärme und Elektrizität, ein Dynamid wie diese und doch ganz eigen und unmessbar.

Wenn Körper verwesten, strömte das Od aus wie der Gestank, doch anders als die göttlich gedachte Seele hatte es keine Individualität und fuhr weder auf zu den Gerechten noch hinab zu den Sündern, sondern schloss sich wieder der allgemeinen Materie an, wie andere Stoffe auch. Das Berückende an Vaters These war: Er hatte eine vollkommen einleuchtende Erklärung für alle Geistergeschichten gefunden. Und nicht allein für die, die auf Friedhöfen spielten, denn das Odlicht war für die Sensitiven an vielen Dingen zu sehen.

Die Wiederholbarkeit des Experiments war Vater wichtig, und so gingen wir in den folgenden Wochen mit anderen Sensitiven zu anderen Friedhöfen. Er bereitete sie nun besser vor, verwendete von Anfang an Begriffe wie kohlen-saures Ammoniak, Phosphoreszenz, Putrefaktion, Efferveszenz. Die Sensitiven fürchteten sich daher auch nicht vor den Erscheinungen, traten absichtlich in sie hinein und zerwehten sie mit der Hand. Die Ergebnisse der Untersuchung vom 9./10. November wurden bestätigt und präzisiert. Einmal gingen wir gar mit vier Sensitiven gleichzeitig los, sie waren sich in allen Beobachtungen einig, was für die Akkuratess derselben sprach. Vater war überzeugt davon, mit jeglicher Spukgeschichte ein für alle Mal aufräumen zu können, sobald er die Ergebnisse veröffentlichte. Er konnte sie auf sicheren Boden stellen, ohne die Erfahrungen jener sprichwörtlichen Einzelpersonen („Ammen“ und „alte Weiber“), die Geister aus Gräbern schweben gesehen hatten, zu diskreditieren.

Doch wurden diese nächtlichen Friedhofsbesuche vollkommen missverstanden. Das Gemunkel und Geraune rund um Vater schwoll an, er, der einst hochgeachtete Freiherr Carl Ludwig von Reichenbach, sank im Volksglauben selbst auf die Stufe der Spukseher hinab. Und auch mir juckte ein Floh im Ohr, den ein junger Mann beiläufig hineingesetzt hatte. Carl Schuh, ein aus München stammender Physiker, der sich mit Daguerrotypie befasste und gelegentlich bei uns zu Gast war, hatte einmal zu mir gesagt: „Was, wenn Ihr Herr Vater nur den einen Aberglauben durch einen anderen ersetzt?“

Wenn sie verschwinden, bleiben sie in uns, und wenn sie bleiben, verändern sie sich: die geheimnisvollen Orte der Kindheit, die uns hinübergeleiten durch den Strom und Strudel des

Aufwachsens, an die wir später nur mehr ganz selten denken und die uns doch verbunden haben mit der Welt. Orte, die wir mehr eingeatmet haben als gesehen, da an ihnen eine Luft wirkte, die Geborgenheit gab und das Gefühl, sie seien von wohlwollenden, heiteren Mächten beherrscht. Für manche ist es die Kinderstube mit ihren sonnenbeschienenen Dielen, oder das veilchenduftende Boudoir der Mama, oder die Küche, in der man sitzen und alles beobachten durfte und wo man von der Köchin heiße Schokolade bekam. Am häufigsten jedoch liegen diese Orte in der Natur.

Für meine kleine Schwester Ottone und mich war es eine wilde Wiese mit Pilzen, auf der heute eine Fabrikshalle steht.

In der Natur handelt es sich bei den guten Mächten hauptsächlich um Feen, für sehr religiös erzogene Kinder um Engel. Im Dunklen beginnen die Pilze zu leuchten, die Gesichter, die in den Baumknollen schlafen, wachen auf. Aus der Stille schält sich Gekicher, ein leiser Gesang. Das Allerkleinste wird groß, das Große winzig, das menschliche Maß ein Sonderfall.

Manchmal war auch unser Bruder Reinhold dabei und versuchte uns mit Koboldgeschichten zu erschrecken, aber er war so viel älter als wir, er stand schon über den Dingen und ließ sich nicht auf sie ein.

Die Kavaliere der Feen sind versunkene Ritter, die Engel hingegen sind geschlechtslos und spielen mit Tieren. Die Libelle schrumpft und erklärt sich bereit, auf der Zwergenhochzeit einer Dame als Schmuck auf dem Hut zu dienen, doch schon vor der Agape wird es ihr langweilig, sie fliegt weiter und wird wieder größer dabei.

Für mich waren das Wichtigste die Ärmchen und Knötchen der Wiesenkräuter, für Ottone war es die Musik. Vielleicht war es ja sie selbst, die sumgte, vielleicht waren es wir beide, zweistimmig. Der alte Musikmeister Sykora hatte uns auf Harmonien getrimmt. Wir glitten auf den Tönen hin und her wie auf Eis, suchten, suchten, und plötzlich kamen wir in die richtige Spur, alles fiel ins Lot, es war, als würde Lavendelgefrorenes auf der Zunge zergehen.

Ich wusste, dass Ottone schwindelte. Dass sie ihre Stimme absichtlich zu einem Nachbarton hinüberschlittern ließ, um sie dann erst wieder genüsslich im Abstand von einer Terz oder Quint zu meiner zu festigen. Ihr absolutes Gehör war damals noch nicht entdeckt worden, man hielt sie, wie alle Kinder, für dumm. Wir waren nicht wie gewöhnliche Schwestern, sondern wie Zwillinge, verbunden in einem gemeinsamen Gedankenstrom, auch wenn wir uns später fremd wurden. Ottone wurde eine bewunderte Pianistin, irgendwann sah sie älter aus als sie war und älter als ich. Eine für Uneingeweihte kaum sichtbare Narbe auf ihrer Wange erinnerte mich stets daran, wie wir uns voneinander gelöst hatten.

Dass Menschen, die Musik lieben, bei allem Freiheitsdurst oft einen Hang zum Ordentlichen haben, liegt vielleicht auch an der Strenge der Strukturen, die den rauschhaften Melodien zugrundeliegen. Die schwarzen Locken der erwachsenen Ottone waren mit der Brennschere gekräuselt, ihre matronenhaften Kleider mit dem heißen Eisen geplättet, es war, als wäre sie durch die ständige Anwendung von Hitze zu etwas sehr Kaltem gefroren. Wie ein Gemälde saß sie da, die Ärmel würdig gebauscht, die Falten des Kleides malerisch geordnet, die Gesten, das Lächeln, das Neigen des Kopfes wohlabgemessen, ihre Form mit jeder Bewegung dem Auge gefällig wie die einer Katze. Wenn sie ging, tanzte, ritt, sprach, aß oder

las, war sie die perfekte Dame, nur wenn sie am Klavier saß, geriet sie aus der Fassung, wurde eine andere, ein wildes, in seinen Plänen unbeirrbares Geschöpf. Im Spielen kam eine tiefe Leidenschaft aus ihr, eine Kenntnis der Extase. Diese musste wohl gebändigt werden in der Monotonie der Fingerübungen und der Rigidität des Tagesablaufs. Wer atemlose Spannung erzeugen kann, indem er einen winzigen Sekundenbruchteil zögert, bevor er den erwarteten Ton anschlägt, muss mit den Zeiteinteilungen vertraut sein wie ein Uhrwerk. Doch welcher wilde Geist tatsächlich in Ottone schlief wie eine Blumenzwiebel im gekämmten Beet, sollte uns alle noch zum Staunen bringen.

Was ich mit Sicherheit weiß, ist, dass Vater im Jahr 1835 das Schloss Cobenzl am Reisenberg zu Wien erwarb. Es war ein gutes Jahr, weil das Werk Blansko auf der ersten allgemeinen österreichischen Gewerbe- und Industrieausstellung die goldene Medaille erhielt, und es war ein schlechtes Jahr, weil Mutter starb. Im Park des Schlosses Cobenzl befand sich eine mächtige künstliche Grotte, die, so Vater, gar nicht schlecht gestaltet war. Er verabscheute die barocken Grotten mit ihren farbigen Steinen und aufgeklebten Muscheln an den Wänden, reine Bühnenkulissen und Fantasien. Was er jedoch liebte, waren möglichst naturnahe Imitationen von Sinterhöhlen. In unserer Grotte gab es einen Wasserfall, der in einen sie durchquerenden Bach stürzte, und Durchbrüche in der Decke, durch die in mächtigen Kegeln das Sonnenlicht fiel. Die Wände waren aus Zementmörtel geformt, die Stalaktiten aus Kalkstuck über einem Kern aus Dachziegeln. Erz-, Edelstein- und Kristalladern durchzogen den künstlichen Fels. So schön und zufriedenstellend das alles für den gewöhnlichen Besucher war, ließ es Vater natürlich keine Ruhe. Nach unserer Vertreibung aus Blansko und der damit verbundenen Verbannung aus dem mährischen Karst begann er Experimente hinsichtlich einer verbesserten Grottengestaltung auf Schloss Cobenzl anzustellen. Er arbeitete mit Holz, Hanffasern und Leinwand, die er den formbaren Stoffen wie Gips, Kalkstuck oder Zement beimischte, um sie zu stabilisieren. Er erprobte gemauerte Ziegelkerne mit Verkleidungen aus Kalktuff. Kleine Sinterelemente ließ er sogar aus Porzellan anfertigen, fein glasieren und brennen. Vieles war zu teuer, vieles zu schwer, vieles zu zerbrechlich. Schließlich ließ Vater einen berühmten Maurer aus England kommen, einen Künstler, der auf das Errichten von Grotten in Landschaftsgärten spezialisiert war. Er hatte eine glitzernde Mischung aus Quarz-, Fluorit- und Calcitstückchen erfunden, die er mit Gips vermengte und über hölzernen Kegeln zu Stalagtiten und Stalagmiten formte. Ging man mit Fackeln an diesen vorbei, funkelten sie feenhaft. Darüber hinaus ließ er eine Pumpe installieren, die Wasser an die Höhlendecke leitete, um es von den Stalagtiten tropfen zu lassen – ein Effekt, der besonders den Damen gefiel, die nun Anlass hatten, sich schuttsuchend an ihre Herren zu klammern und ihre hübschen Sonnenschirme mit in die Höhle zu nehmen.

Vater schwor, dass er die Grotte verschwinden lassen würde, sollte er je von Schloss Cobenzl vertrieben werden. Niemand sollte sie je wiederfinden, ganz unterirdisch und von der Menschheit unbeachtet würde sie weiterbestehen. Er hatte Erfahrung im Verbergen von Dingen in der Landschaft. Es gab Wege vom Schloss zum Kahlen- und Leopoldsberg, die niemand kannte und sah, einer führte sogar bis zum Stift Klosterneuburg hinunter. Dabei handelte es sich um kilometerlange Hecken, die so geschnitten waren, dass sie sich natürlich in die Landschaft einfügten – in ihnen waren Geheimgänge versteckt. So konnte Vater unbeobachtet seine Wanderungen machen. Dass er auch die Grotte unauffindbar machen könnte, bezweifelte ich nicht.

Der Leopoldsberg bildet die letzte Erhebung des Kahlengebirges im Nordosten. Er ist ein malerischer Felsen hoch über den Donaumäandern und mit einem schlichten Schloss geschmückt, dessen Kirche von der Ferne hell leuchtet. An schönen Tagen gingen wir oft dort hinüber spazieren, auf Vaters geheimem Weg, wenn wir entre nous waren, auf den bekannten Pfaden oder mitten durch die Wälder und Wiesen mit Gästen. Derjenige, der mir dort die sogenannte Schleierlegende erzählte, war Carl Schuh. Wie wir war er 1840 nach Wien gekommen, zuvor hatte er in München und Berlin gelebt. Touristenhaft hatte er sich gleich mit den lokalen Geschichten und Sehenswürdigkeiten beschäftigt und teilte sie gerne auch denjenigen mit, die sie längst kannten. Die Schleierlegende kannte ich jedoch nicht. Sie faszinierte mich, denn auch in ihr kam ein Brautschleier vor, der weggeweht wurde – wie in der Geschichte von dem Schleier in der Mährischen Schweiz, der den unterirdischen Zusammenhang zweier Flussläufe bewies.

„Hier sollen Markgraf Leopold der III. und seine Braut Agnes von Waiblingen am Tag ihrer Hochzeit gestanden haben“, erzählte Carl Schuh, während wir an der Brüstung der alten Babenbergerburg am Leopoldsberg standen und auf die Donau mit ihren weiß glitzernden Sandbänken hinabschauten, und er machte die Erzählung romantisch.

„Sie hielten sich an den Händen“, sagte er, „und blickten gemeinsam ins Land. Ein heftiger Windstoß kam – plötzlich!“ Carl Schuh machte eine Geste über meinen Kopf wie ein Magier und tatsächlich kam ein wenig Wind auf, der an meiner fest unter dem Kinn zugebundenen Schute zerrte.

„Der Brautschleier wurde fortgeweht, tanzte wie ein wilder Geist über die Baumwipfel, und entsetzt blickte das frisch vermählte Paar ihm nach. Sofort wurden Reiter ausgesandt, ihn wiederzufinden, man hatte große Angst, dass der Vorfall Unglück bringen würde. Doch Tage und Wochen vergingen, hohe Belohnungen wurden ausgesetzt, der Schleier aber blieb verschwunden. Schließlich gelobte der Markgraf, an jener Stelle, wo man ihn einst entdecken würde, ein Kloster zu errichten. Und tatsächlich, neun Jahre später fand Leopold selbst ihn auf der Jagd in den Auen auf einem blühenden Holunderbaum.“

„Er muss ja schrecklich ausgesehen haben nach neun Jahren in der Wildnis“, sagte ich, „schmutzig und zerfetzt und von Tieren angefressen und von Stürmen zerstört.“

„Er war vollkommen unversehrt“, lächelte Carl Schuh, „aber es ist ja auch eine Legende. Dort, wo sich heute das Stift Klosterneuburg befindet, stand dieser berühmte schleiertragende Holunderbaum. Der Markgraf hielt sich an sein Gelübde und errichtete Kirche und Kloster, wo der Schleier bis heute aufbewahrt wird.“

„Aufbewahrt?“, rief ich. „Den Schleier gibt es wirklich? Aber dann ist es doch keine Legende, sondern eine wahre Geschichte!“

„In der Tat“, stimmte mir Carl Schuh zu, „von einer Legende sollte es kein Erinnerungsstück geben.“

Er zeigte sich so verständnisvoll gegenüber meiner Ratlosigkeit angesichts dieses Widerspruches, dass ich ihm die Blansker Schleiergeschichte erzählte, die ja als Tatsache galt. Aber war es nicht merkwürdig, dass immer Brautschleier verweht wurden, um wichtige Entwicklungen zu befördern? Warum nicht ein gewöhnliches Schultertuch, ein alltäglicher Schal? Darüber hinaus gab es wohl wenig, das besser an einem Kopf angebracht war als ein Brautschleier, es verstand sich doch, dass man mit Nadeln und Kämmen den Windstößen vorbeugte an so einem wichtigen Tag. Kurz, ich begann an der ersten Geschichte zu zweifeln, nachdem ich die zweite gehört hatte, und Carl Schuh, der ganz ähnlich dachte wie ich, wie ich an dieser Stelle bemerkte, lotete mit mir im Gespräch das Wahrscheinliche und das Unwahrscheinliche aus. Es war ein strahlend sonniger Tag, die knorrigen Föhren dufteten

wie südliche Pinien und ich genoss es, mit diesem jungen Mann zu erörtern, was die Wirklichkeit ist.

Leseprobe